

Evangelisch-Lutherisches Gemeinde = Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synode von Wisconsin und anderen Staaten.

Redigirt von einer Committee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1.00 und 5 Cents Porto das Jahr. In Deutschland zu beziehen durch Hein. Naumann's Buchhandlung in Dresden.
Entered at the Post Office at Milwaukee, Wis., as second class matter.

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. (Offenb. 3. 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt und Wechselblätter sind zu adressiren: Prof. A. Ernst, Watertown, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen, Gelder u. s. w. sind zu adressiren: Rev. Th. Jäkel, Milwaukee, Wis.

15. Jahrg. No. 3.

Milwaukee, Wis., den 1. Oktober 1879.

Lauf. No. 371

Unsere Amerikanisch-Lutherische Kirche ein Werk der freien Gnade Gottes.

Wenn man uns fragt, warum wir so fest an unserer lutherischen Kirche hängen, so können wir antworten: Weil sie allein das Wort der freien Gnade Gottes unterkürzt hat und bekennet. Aber, wird vielleicht jemand fragen, haben denn die übrigen Kirchen und Sekten nicht auch? Hierauf erwiedere ich: Nein, sie haben es nicht voll und ganz, wie es unsere lutherische Kirche besitzet. Von der Römischen Kirche wird das wohl allgemein zugestanden. Denn diese Gemeinschaft ist ja unter dem Regiment der Päpste soweit von Gottes Wort abgekommen, daß sie die köstliche Wahrheit, daß wir allein aus Gnaden selig werden, auf dem Tridentiner Concil geradezu verflucht hat und die Bekennner derselben in die Hölle verdammt, während sie lehrt, der Mensch müsse sich den Himmel wenigstens zum Theil durch seine guten Werke selbst verdienen.

Auch von den Methodisten dürfte es ziemlich bekannt sein, daß sie die Bekehrung und die Gewißheit eines Menschen hinsichtlich seiner Seligkeit zum großen Theil auf dessen eigenes Thun gründen, u. von demselben abhängig machen. Darum rufen sie ja den Angefochtenen nicht die köstlichen Trostsprüche von der allgemeinen und freien Gnade zu, daß Gott nicht will den Tod des Sünders, sondern daß derselbe sich bekehre und lebe; sie wissen ihnen vielmehr keinen andern Rath zu geben, als: Ringet, betet, bringet durch die enge Pforte u. s. w. Wie aber die armen Menschen das anfangen sollen, das wissen sie selbst nicht zu sagen. Aber auch die übrigen Gemeinschaften verkündigen die Gnade Gottes nicht in ihrer Allgemeinheit und Bedingungslosigkeit, selbst wenn sie sich mit dem Wortlaut von der freien Gnade brüsten. Oder wenn sie wirklich das selige Wort von der freien Gnade im Munde führen, so kann das doch den Leuten wenig helfen, weil sie ihnen Gottes Wort und Sakrament nicht als die rechten Gnadenmittel anpreisen, durch welche allein die Gnade uns angeboten, mitgetheilt und zugeeignet wird.

Aber ist denn das nicht von uns Lutheranern ein empörender Hochmuth, daß wir besser sein wollen, als andere Leute, wie man uns immer schuld giebt? Nun, das doch wohl nicht, denn wenn wir es auch bekennen, daß in diesem ihrem treuen Glauben an der freien Gnade Gottes in Christo unsere Kirche einen ganz köstlichen Schatz besitzt, der sie weit über alle falschen Kirchen oder Sekten emporhebt, so müssen wir doch hinzusetzen, daß das nicht etwa unser Verdienst ist,

oder daher kommt, weil wir besser wären, als andere Menschen, sondern auch das ist ein Wunder der freien Gnade Gottes. Das wollen wir durch einen kurzen Blick auf die Geschichte unserer Kirche zu erkennen suchen.

Unserer leiblichen Abstammung nach kommen wir Lutheraner von den Heiden her, welche die todtten Götzen anbeteten, wie sie geführt wurden, und zwar größtentheils von den alten heidnischen Deutschen. Es waren dies aber ganz besonders wilde Völkerschaften, die eine keineswegs edle Religion hatten. Als Hauptgott verehrten sie den Wodan oder Odin. Derselbe thronete in dem Himmel, den sie sich träumten, in der sogenannten Walhalla. Da saß er auf seinem erhöhten Sige, mit dem Raben auf der Schulter und zwei Wölfen zu seinen Füßen. Von dort aus regierte er die Welt. Wer zu ihm in die Walhalla kam, der führte ein inmehrwährendes Freudenleben, denn dort war eine Meth- (Honigbier-) Quelle, die nie versiegte, und dort war auch ein gebratener Eber, von dem man sich so viel abschneiden konnte, wie man wollte, ohne daß man zu Ende kam, denn das Fleisch wuchs sofort wieder. Aber wie konnte man denn in diesen Himmel kommen? Nur dadurch, daß man in blutiger Schlacht den Heldentod starb. Wer sein Leben im Kampfe endete auf weitem Feld, den trugen die Walkyren (Schlachtenjungfrauen) in die Walhalla. Die Alten aber und die Frauen und die Kinder mußten in das Reich der bleichen Hela und konnten der himmlischen Freuden nimmer theilhaftig werden. Es liegt auf der Hand, daß eine solche Religion das Volk wohl tapfer, aber auch blutigierig und streitsüchtig machen mußte. Und das waren unsere Vorfahren denn auch in der That. Daher vermochten sie auch allein von allen Völkern dem starken Arm der erobersüchtigen Römer zu widerstehen. So oft diese gewaltige Nation auch den Versuch machte, die Deutschen ihrem Weltreiche einzuverleiben, stets mußten sie schließlich wieder unverrichteter Sache hinwegziehen. Aber durch die vielen Kriege mit den Römern bildete sich in dem unabhängigen Volke ein solcher Haß gegen die Römer aus, daß sie auch in späteren Zeiten, als dieselben bereits Christen geworden waren, von deren Religion nichts wissen wollten. Sie meinten, dieselbe mache weiblich, und passe nicht für ein kriegerisches Volk. Freilich zogen wohl Christenboten in die deutschen Gauen, aber sie richteten nur wenig aus, und mußten oft ihre Liebe zu dem armen Heidenvolke mit ihrem Leben bezahlen, indem sie von demselben erschlagen wurden.

So gewann es denn allerdings den Anschein, als

sei alle Arbeit an dem wilden Volke vergeblich, und als werde dasselbe nimmermehr seinen harten Nacken unter Christi Joch biegen. Als menschlicherseits alle Hoffnung vergeblich schien, da legte sich Gott selbst ins Mittel. Er erweckte den frommen Angelsachsen Winfried, welcher später Bonifacius genannt wurde, den Deutschen das Evangelium zu bringen. Und siehe, was kein Mensch zu hoffen gewagt hatte, das geschah. Das Volk, welches kein Heer der Römer zu unterwerfen vermocht hatte, eroberte Bonifacius mit dem Worte Gottes. Und wenn wir auf diese merkwürdige Thatfache zurückblicken, so müssen wir sie bewundernd als eine Wirkung der freien Gnade Gottes erkennen.

Aber so sehr wir Gott zu danken haben, daß er unsern Vätern durch Bonifacius das Evangelium bringen ließ, so ist es doch andererseits tief zu beklagen, daß das deutsche Volk durch denselben Mann auch unter die Herrschaft des Papstes gebracht wurde. Denn es dauerte nicht lange, bis die entsetzlichen Irrthümer und Mißbräuche, welche schon zu Bonifacius Zeiten angefangen hatten oder doch wenigstens dem Keime nach vorhanden gewesen waren, sich immer mehr auswirkten und das Evangelium schier völlig wieder erstickten. Da wurde den Laien der Kelch entzogen, den Priestern die Ehe verboten, die schreckliche Lehre aufgestellt, daß der Papst der Herr des Glaubens sei, die Heiligen- und Marien-Anbetung in Schwung gebracht, die Möncherei immer höher gestellt, kurz alle antichristlichen Gremelnahmen überhand, während die zehn Gebote, Glauben und Vaterunser fast niemand mehr wußte, und auch keiner den rechten Weg zur Seligkeit mehr zu zeigen vermochte. So sank unser deutsches Volk unter dem Papstthum schier völlig ins Heidenthum wieder zurück.

Und wie war es da anders möglich, als daß auch das Leben gottlos werden mußte, nachdem die Lehre dahin gefallen war! Leppigkeit, Unzucht, Mord und Todtschlag nahmen überhand, bis fast kein Mensch mehr seines Lebens sicher war.

Da sahen denn bald alle verständigen und ehrbaren Leute ein, daß es so nicht weiter gehen konnte, wenn die Welt nicht in einem Sumpfe untergehen sollte. Aber wie war dem bösen Schaden zu helfen? Man berief große Kirchenversammlungen, bestehend aus den angesehensten, gelehrtesten und frommsten Männern der ganzen Christenheit. Und allerdings, wenn irgend jemand helfen konnte, so mußten es nach menschlicher Meinung diese großen sogenannten reformatorischen Concilien sein. Aber alle Bemühungen waren vergeblich, und der Schaden wurde nur schlimmer, so daß alle frommen Herzen verzagten und meinten, der Untergang der Welt

müsse jetzt kommen. Da aber, als Menschenhilfe sich als nichtig erwiesen hatte, griff Gott selbst das Werk an, und zwar auf eine Weise, wie sie niemand erwartet hatte.

Er erweckte einen einfachen Mönch zu Wittenberg in Sachsen, der gar kein Reformator sein wollte, sich auch zu solchem Werke für viel zu gering hielt, sondern nur von ganzem Herzen selbst suchte selig zu werden, und der dann den Weg zur Seligkeit, welchen ihn Gottes Gnade hatte in seinem Werke finden lassen, nach seinem Amt und Beruf auch andern zeigte, daß dieses geringe und von der Welt verachtete Werkzeug, Dr. Martin Luther das Werk hinausführen und der Reformator der Kirche werden mußte. Und siehe da, was Bischöfe und Concilien, Fürsten und Völker vergeblich versucht hatten, das machte sich jetzt gleichsam von selbst, damit jedermann offenbar würde, daß ein solches Gotteswerk nicht auf dem Willen oder der Klugheit der Menschen beruhe, sondern daß es ein Wunder der freien Gnade Gottes sei. —

Aber nachdem die Reformation in vielen Gegenden und Ländern durchgeführt war, da zeigte sich, was so oft geschieht und doch so tief zu beklagen ist. Das Volk verachtete das Evangelium und wurde der theuren Gottesgabe bald satt und überdrüssig. Sie sprachen, wie einst die Juden in der Wüste von dem Manna: Uns ekelte dieser losen Speise. Und was konnte Gott da anders thun, als ihnen das Evangelium nehmen? Bald kamen stolze Geister auf, die von der Einfältigkeit des Glaubens abfielen und sich nicht mehr demüthig an's Wort halten, sondern vielmehr dasselbe meistern und ihre eigene Weisheit leuchten lassen wollten. So brach der Vernunftglaube (Nationalismus) herein, und bald bedeckte trotz der so gepriesenen Aufklärung wieder solche geistliche Finsterniß unser Vaterland, daß schier kein Mensch mehr den einzig möglichen Weg zur Seligkeit kannte. Anfangs widerstanden zwar einige Gemeinden, zu ihrer Ehre sei's gesagt, dem Vernunftglauben. Allein da die Prediger und Lehrer beinahe ohne Ausnahme der neuen Weisheit anhängen, ja in vielen Gegenden die schändlichsten Ränke und oft auch die Anwendung roher Gewalt nicht gescheut wurde, das Volk um seinen Glauben zu betrügen, so gelang das böse Werk nur zu gut, und es dauerte nicht lange, bis die Gemeinden beinahe überall wieder im tiefsten geistlichen Tode lagen.

Und wie sollte da nun geholfen werden? Wenn es überhaupt noch Hilfe gab, so mußte dieselbe eben daher kommen, woher das Unheil gekommen war, nämlich von den hohen Schulen und Universitäten. Aber da herrschte unbeschränkter als je die vermeintliche Aufklärung und alle Aussicht auf Besserung war verschwunden. Da, als die Noth am höchsten und es am Tage war, daß Menschenwitz und Menschenweisheit zu Ende sei, schaffte der Herr selbst Wandel, daß den Leuten schier Hören und Sehen verging, vielen die Augen aber aufgingen.

Gott führte Deutschland in eine furchtbare Kreuzeschule, indem er das Land unter die Fremdherrschaft der Franzosen und ihres Herrschers Napoleon gerathen ließ. Da mußten die Leute ihre Habe dem Fremdling geben, ihre Söhne wurden in die Bluthüsten Spaniens, auf die Eisfelder Rußlands geschleppt, um sich dort für den fremden Eroberer zu Tode zu bluten; und wer sich gegen die Tyrannei erheben wollte, der wurde mit eiserner Faust niedergeschlagen. Da half den Leuten keine Kunst und Literatur, keine Bildung und keine Macht, so daß sie klein wurden und an sich selbst schier verzweifelten. Und in solch furchterlichem Elend sin-

gen dann die Leute wieder an nach etwas höherem zu fragen und nach einem Rettungsmittel sehnlichst anzuschauen. Aber wer konnte ihnen eines sagen? Die Leiter der Nation, die Lehrer und Prediger mußten selbst keinen Rath, denn ihre Weisheit war zu Wasser geworden. Da bediente sich Gott wiederum eines Mittels, das Menschen gar nicht für brauchbar gehalten hätten. Hin und her im Volke waren siebentaufend, die ihre Kniee nicht vor dem Baal der Aufklärung gebeugt hatten. Es waren oft einfache Leute: Tagelöhner, alte Mütterchen, Bauern auf ihrem abgelegenen Hofe oder Handwerksburschen, die auf ihren Wanderzügen das eine, was Noth ist, kennen gelernt hatten.

Diese „Stillen im Lande“ erbauten sich aus den alten rechtgläubigen Gesangbüchern, Katechismen, Gebet- und Predigtbüchern, welche sie von ihren frommen Vorfahren ererbt hatten, die aber in der Kirche längst durch verwässerte Machwerke der neueren Zeit verdrängt waren. Solche einfältige Christen wagten es nun, den hilfsbedürftigen Menschen Gottes Wort wieder zu sagen. Und siehe, was zu hoffen jeder für Thorheit gehalten haben würde, das geschah, daß nämlich viele das verachtete Wort vom Kreuze wieder annahmen und sich in ihrer schrecklichen Noth daran richteten. Und da ist es denn auch oft vorgekommen, daß Pastoren, welche ungläubig in ihre Gemeinden kamen und der Noth der Leute gegenüber hilflos waren, durch das Wort Gottes, welches sie von ihren eigenen Gemeinbegliedern hörten, bekehrt wurden; und ist also die Weissagung des Propheten in Erfüllung gegangen: Der soll die Herzen der Väter bekehren zu den Kindern (Maleachi 4, 6.). Viele Leute aber, die es erlebt hatten, daß das Wort Gottes theuer war im Lande, fragten sich verwundert, ob es denn wohl möglich sei, daß der verachtete Bauernglaube könne wirklich wieder von der Kanzel gepredigt werden. Und stundenweit gingen sie, um sich zu überzeugen, und sich das Brod des Lebens im öffentlichen Gottesdienste brechen zu lassen. Das sollten unsere bequemen Wetterchristen einmal recht bedenken und sich darüber klar werden, welche eine schändliche Verachtung des Evangeliums es ist, wenn sie bei dem geringsten schlechten Wetter gleich Sonntags aus der Kirche bleiben. Lasset uns aber auch Gott bitten, daß er unsere Undankbarkeit nicht strafe und auch uns und unsern Kindern wieder eine so schreckliche Theuerung des Evangeliums schicke, wie sie unsere alten Leute noch erlebt haben. Sehen wir nun aber auf diese ganze merkwürdige Führung Gottes zurück, so können wir daraus lernen, daß diese wunderbare Erhaltung der Kirche nichts anderes ist, als ein Werk der freien Gnade.

Und verhält es sich nicht ebenso mit der Gründung unserer lutherischen Kirche in Amerika? Als Ende der dreißiger Jahre und Anfang der vierziger die Einwanderung in Amerika in vorher nie geahnter Weise zunahm, weshalb kamen denn damals die meisten Leute herüber? Sie wollten einen Wohnplatz haben für sich und ihre Familie, ja die meisten wollten recht bald reich werden, denn das, so hatten sie gehört, konnte man leicht in dem neuen Lande erreichen. Dever aber, die um ihres Glaubens willen anschwanderten, waren im ganzen doch nur sehr wenige. Sobald die Ankömmlinge nun hier waren und sich die nöthigen Mittel verschafft hatten, suchten sie meistens gutes Land zu bekommen, um Ackerbau zu treiben, oder sie ließen sich doch in der Nähe solcher Ackerbauer nieder, um von Geschäften mit ihnen zu leben. Aber, wie sie Gottes Wort, christliche Kirchen und Schulen für sich und ihre Kinder haben könnten, darum sorgten wohl die aller-

wenigsten. Wenn sie aber dann einsam auf ihren Gehöften saßen, zwischen Sonntag und Montag kein Unterschied, kein christlicher Prediger ihres Bekenntnisses in der Nähe, dazu die Sorge um die heranwachsende Jugend, welche ganz wieder in's Heidenthum zurückzufallen drohete, da wurde manchem doch das Herz schwer, und er sehnte sich nach den schönen Gottesdiensten in der alten Heimath. Aber wie sollte der Noth abgeholfen werden? Die Bedrängten schrieben wohl nach Deutschland um Prediger und Lehrer, aber diese wagten es meistens gar nicht, ohne eine feste Staatsausstellung in die weite Wildniß zu gehen. Da erweckte Gott einige Männer in Deutschland, daß ihnen die Noth der verlassenen Glaubensbrüder zu Herzen ging und sie beschlossen im Vertrauen auf Gott mit allen Kräften die Anwerbung und Ausrüstung von Kräften für Nordamerika in Angriff zu nehmen. Freilich die Welt spottete darüber, wie sie heute noch über das Missionswerk spottet, weil sie nichts davon versteht.

Ja auch viele uneinsichtige Christen meinten, diese Arbeit sei überflüssig und ohne rechten Segen. Die Heiden müsse man zu bekehren suchen, aber die verlassenen Christen oder abgefallenen und dem Heidenthum bereits wiederholt anheimgefallenen Landsleute aufzusuchen, das sei gar keine Mission.

Wer Gottes Wort haben wolle, der solle nach Gottes Wort „im Lande bleiben und sich redlich ernähren.“ So gab es wenig Ermuthigung, und das bemühten denn wieder andere, um die ganze Sache als hoffnungslos hinzustellen. Wären damals nun jene Männer nicht Glaubensmänner gewesen, die nicht auf ihre geringe Kraft oder auf die große Schwierigkeit des Unternehmens, sondern auf Gottes Befehl und die Noth ihrer Brüder sahen, so wäre wieder die ganze Sache gescheitert. Aber Gott ließ es nicht zu. Er stärkte den Schwachen, die oft erlahmen wollten, selbst die Hände, gab ihnen Kraft, Schwierigkeiten zu überwinden, Vorurtheile zu beseitigen, und heute — wird das Evangelium nach unserem Bekenntniß allsonntäglich von tausenden von Kanzeln gepredigt vom Oberensee bis zum Meerbusen von Mexiko und von der Küste des Atlantischen bis zu der des Stillen Meeres. So ist aus dem geringen Samentrüblein ein großer Baum geworden, unter dessen Zweige Hunderttausende bereits Erquickung und eine geistliche Heimath gefunden haben. Und ist das nicht ein Wunder vor unseren Augen? Ja, denn das haben nicht Menschen vollbracht, sondern es ist ein Werk der freien Gnade Gottes. —

Aus der Mission auf Borneo.

(Für das „Gemeinde-Blatt“ von B. Ungrodt.)

Manche unserer Leser haben gewiß schon auf Missionsfesten von Borneo, der größten Sundainsel im indischen Ocean und von dem Missionswerk, welches Rheinische Missionare dort treiben, erzählen hören, oder in Missionsblättern davon gelesen. 1835 gingen die ersten Missionare dort hin, und fanden unter den handeltreibenden Chinesen, den mohamedanischen Malayen, die dort einwanderten waren und den Dajakken, welche für die Ureinwohner des südlichen Theils der Insel gehalten wurden, saure und mühevolle Arbeit. Als nach Jahr und Tag der Saame des Wortes ansäug anzugehen und Früchte zu tragen; als hier und da auf den Stationen in der Wildniß kleine Gemeinden entstanden, Kirchen und Schulen gebaut wurden und das Werk des Herrn ansäug leblich zu gedeihen, da verdroß solches den Satan gar sehr, und er hegte be-

sonders die Muhamedaner auf, das Missionswerk zu zerflören. Im Jahre 1859 brach eine Verschwörung unter ihnen aus; sie überfielen die Missionsstationen und die Missionare, und mordeten alle, die sich in den letzten Augenblicken nicht durch die Flucht hatten retten können. Sieben Missionsgeschwister starben den Märtyrertod, und alle Missionsstationen wurden von Grund aus zerstört. Es vergingen Jahre, ehe die Uebergebliebenen daran denken konnten, die verwüstete Stätten wieder aufzubauen und den armen Dajacken aufs neue das Wort der Erlösung zu bringen. Sobald ihnen aber die Thür aufgethan wurde, besprachen sie sich nicht mit Fleisch und Blut, sondern drangen hinein. Andere Mitarbeiter folgten bald von Deutschland, so daß gegenwärtig, durch des Herrn Hilfe die Missionsarbeit unter den Dajacken wieder in vollem Gange ist. Der einzige aus der Drangsalzeit übriggebliebene Missionar Zimmer schreibt etwas von den

Sitten und Gebräuchen der Dajacken, und was er davon schreibt, theile ich dem Gemeinde-Blatt mit, damit dessen Leser sehen, wie diese armen Heiden, selbst bei ihren friedlichen Beschäftigungen und Handlungen vom Teufel betrogen und übel geplagt werden, um desto mehr sich über den Segen zu freuen, den uns das Evangelium gebracht und dem Herrn desto inbrünstiger für diesen Segen zu danken.

1. Beim Reissbau.

A. Beim Suchen eines Reissfeldes.

Wenn ein Dajacke ein Stück Land sucht, um Reis darauf zu pflanzen, so sieht er erst nach dem Grund und Boden und nach den darauf stehenden Bäumen, ob sie hartes oder weiches Holz haben. Gefällt ihm der Boden und die Bäume, dann macht er ein Zeichen, indem er eine Strecke von 10—15 Fuß im Viereck umhant. Dies ist das Zeichen, daß das Stück Land einen Eigenthümer hat. Darauf fragt er durchs Loos die Götter Djata, Dewa und die Sangiang, ob er dies Land bepflanzen soll. Darnach nimmt er ein dünn aufgeschossenes Bäumchen, hakt es um und mißt seine Körperlänge, seine Armlänge, seine Spanlänge und seine drei Fingerbreite, hakt es da durch und schneidet einen Menschenkopf mit Augen, Nase und Mund daran, legt es alsdann auf das Feld und sagt: „Hier will ich Reis pflanzen, wenn ich nun Glück habe und viel ernte, dann soll die Stange sich ausdehnen und länger werden, als sie jetzt ist; aber wenn ich pflanze und nichts ernte, dann soll sie bleiben wie sie ist.“ Darauf nimmt er sie auf und mißt wieder seine Körperlänge, Armlänge, Spanlänge und drei Fingerbreite. Dies thut er drei Mal. Ist die Stange mit dem geschuigten Menschenkopf länger geworden, dann bestimmt er das Land zu seinem Reissfeld und nimmt es vorläufig in Besitz. Nun sollte man meinen, der Mann wäre seiner Sache gewiß, nachdem die Stange drei Mal gewachsen ist, aber dem ist leider nicht so, er muß erst noch träumen. Wenn er sich nun am Abend auf seinem Lager ausstreckt, sagt er: O Djata! o ihr Sangiang! wenn das Land, das ich zum Reissfeld machen will, gut ist, dann sagt es mir im Traum in dieser Nacht, und wenns nicht gut ist, auch.“ Wenn er nun in der Nacht träumt, er fange viele Fische, das ist ein gutes Zeichen, und das Land wird viel Reis tragen. Aber träumt er, er fange Krebse, oder er fange gar nichts, oder er esse saures Obst, dann bepflanzt der Dajacke das Feld nicht, obgleich der Boden gut ist, die Bäume weiches Holz haben, und die Stange mit dem geschuigten Menschenkopf drei Mal gewachsen war. Es müßten alle Zeichen gut sein, dann und nur dann

bepflanzt er das Feld. Wie weit die Angst vor den bösen Vorzeichen geht, davon ein Beispiel. Vor ungefähr 12 Jahren ließ eine reiche Dajackenfrau durch ihre Knechte ein großes Feld rein machen, nachdem es von Djata und allen Sangiang als gut bezeichnet war; auch hatte sie gut geträumt. Da fuhr sie eines schönen Tages mit ihren Knechten und Mägden nach dem Feld; kaum da angekommen, schwimmt plötzlich ein Krokodill vor ihrem Fahrzeug über das Flüsschen. Dieses böse Vorzeichen jagte der Frau genug. — Sofort gab sie Befehl das Land zu verlassen, da nur Unglück hier zu holen sei. Alle Arbeit, die gethan war, wurde im Stich gelassen, und das Experiment des Suchens ging nun von neuem los. Ein Christ aus unserer Gemeinde sah, mit welchem Schrecken die Frau das Land verließ, ging hin und nahm dasselbe für sich in Beschlag; und erntete 4 Jahre lang ganz besonders viel Reis auf dem Feld. Das Land trug mehr als 100fältig.

B. Sitten und Gebräuche beim Reispflanzen.

Bevor der Dajacke an das Reispflanzen geht, sucht er durch Hühneropfer den Götzen Sangiang zu bewegen für ihn die gana (Seele) zum Reis zu holen, welche Sangiang beim Radja Tantang matanantau, welcher sich im Fluß Ngarattongkoi njaho aufhält, bekommen kann. Dieser Fluß soll hinter der Stadt, welche Hatalla bewohnt vorbeischießen. Sobald die Seele angekommen ist, wird der Saatreiz mit einem Ei vermischt und dann ausgestreuet. Dies geschieht an einem Montag; denn die Dajacken sind auch Tagewähler.

Ist der Reis gut aufgegangen und 8 bis 10 Zoll lang, dann wird er ausgezogen und verpflanzt. Nach einem Monat wird die junge Pflanze nochmals ausgezogen und zum letzten Mal verpflanzt. Das Ganze nimmt 3 Monate in Anspruch. So wie man an einem Montag anfängt, so hört der Dajacke auch an einem Montag auf mit seinem Pflanzen. Am folgenden Tag bringt er dem Bruder des Götzen Sangiang dem Rangai, ein Opfer. Es wird eine Stange in der Mitte des Reissfeldes aufgesteckt, und an dieselbe ein Körbchen mit Eswaren gehängt. Mit diesem Opfer soll die schlecht gethane Arbeit für gut durchgehen. Nachdem Rangai ein Opfer bekommen hat, muß auch Djata, der Flußgott, sein Theil haben, auch ihm wird ein Opfer an die Zweige der Bäume am Ufer des Flusses gehängt. Wenn sich nach 1—2 Monaten verdorbene Halme, oder taube Aehren zwischen dem Reis finden, werden diese ausgezogen, an eine Stange gebunden und am Ufer des Flusses ins Wasser gesteckt, oder an einen Zweig nahe am Fluß festgebunden, damit Djata sehen kann, wie schlecht der Reis steht, und dadurch sich bewegen läßt, die Fische reichlich zu befuchen, damit der Fischfang reich werde.

C. Beim Ernten.

Schon mehrere Male habe ich darauf hingewiesen, daß die Furcht den heidnischen Dajacken all überall verfolgt und ihn zum Sklaven der bösen Geister macht. Reis wagt er nicht für sich zu nehmen, der gehört vielmehr der Art, dem Beil, dem Hackmesser, dem Schleifstein, kurz den Geräthschaften, die er beim Pflanzen gebraucht hat. Die Geräte werden herbei geholt, der Reihe nach hingelegt und zum Essen eingeladen; man strengt alsdann den erstgeernteten Reis auf die Geräte und läßt ihn eine halbe Stunde liegen, damit die Werkzeuge gemüthlich essen können. Ist das geschehen, dann nimmt man den Reis wieder weg, thut ihn in einen

Topf und kocht ihn, und dann wird er von den Hausgenossen und Gästen verzehrt. Das Alles wird ganz gedankenlos, ohne Verehrung, ohne Gebet oder irgend etwas der Art ausgeführt. Fragt man den heidnischen Dajacken: Warum thut ihr das? dann sagt er: „damit wir keinen Buckel kriegen“. Die Grundursache liegt in der dajackischen Anschauung, daß jedes leblose Ding eine gana (Seele) hat. Das Eisen hat seine Seele, wie der Stein und die Pflanze. Diese Seelen haben ihre verschiedene Könige, oder besser, jede Seele hat ihren König, und der ist immer ein Dämon. Nach dajackischem Begriff steht die ganze Welt unter der Macht des Dämonenreiches; der eine hat über dies, der andere über das zu verfügen.

Die ganze Ernte dauert zwei Monate, weil nur immer die reifen Aehren herausgeschnitten werden. Hat man eine Anzahl beisammen, dann werden sie in der Sonne getrocknet und mit den Füßen ausgetreten. Der gute Reis wird vom schlechten dadurch getrennt, daß man das Ganze von einer hohen Leiter herabschüttet und dem Winde die Reinigung überläßt. Der Staub und der taube Reis fliegt weg und der gute Reis fällt senkrecht herab. Die letzten Aehren, die man erntet, werden zusammen gebunden in ein Bündlein, und an einer Ecke des Hauses aufbewahrt. Diese Aehren dienen zum Tahaseng (Athem) des neuzupflanzenden Reises, also zum Lebensunterhalt der Seele des neugepflanzten Reises.

2. Sitten und Gebräuche beim Hausbau.

Der Dajacke baut nie ein Haus auf denselben Platz, wo bereits früher ein Haus gestanden hat. Der Platz ist pali, d. h. unrein. Man sucht daher zu jedem neuen Haus auch einen neuen Platz. Ist das geschehen, dann macht man ein Zeichen; nach einigen Tagen gräbt man auf dem Plage ein Loch etwa einen Fuß tief und sagt: O Djata, o Sangiang! Wir wollen hier ein Haus bauen. Nun gebt uns ein Zeichen, ob wir hier Glück haben und nicht krank werden. Ist die Erde fettig und hat einen Wohlgeruch, soll uns das ein Zeichen sein, daß wir hier bauen sollen, hat sie aber einen üblen Geruch, so bauen wir nicht. Darnach wird die umgegrabene Erde berochen und gut oder schlecht befunden. Aber dies eine Zeichen genügt dem Dajacken nicht, nein, er bittet sich Ausschluß im Traum aus. Träumt er nun die folgende Nacht, er gehe im Regen, so ist das ein Zeichen, daß in dem Hause, wenn es gebaut würde, viele Menschen sterben würden. Träumt er, er gehe im Wind, so ist das ein Zeichen, daß viel Streit, Zank und Prozesse in dem Hause sein werden. Träumt er aber, er besteige einen Berg oder steige auf einen astlosen Baum, so ist das ein gutes Zeichen; der Besitzer des Hauses bekommt Glück und Reichthum. Der Traum giebt also den Ausschlag, ob gebaut wird oder nicht, nicht der Geruch der ausgegrabenen Erde. Wenn das Haus gebaut ist und fertig dasteht, so wagt der Dajacke nicht dasselbe zu beziehen; erst muß es mit Blut gereinigt werden. Mit Opferblut wird Alles besprengt. Fragt man den Dajacken, warum er das thut, dann antwortet er: „tawa“, ich weiß nicht. Niemand weiß, daß hier ursprünglich ein Sündenbewußtsein zu Grunde liegt, welches leider dem gegenwärtigen Geschlecht abhanden gekommen ist.

3. Sitten und Gebräuche beim Heirathen.

In früheren Jahren wurden die meisten Verlobungen beim Dajacken in der frühesten Jugend geschlossen, wenn die Verlobten noch an der Mutter Brust sa-

gen; ja es ist vorgekommen, ehe die Kinder geboren waren. Die Eltern und Verwandten machen die Sache ab, und das ist bindend für die Kinder. Etwas anders geht es, wenn die Verlobten schon erwachsen sind, aber auch da ist es nur das Werk der Eltern und Verwandten; sie selbst werden gewöhnlich nicht gefragt, und bekommen sich auch vor dem Hochzeitstage nicht zu sehen, so daß es wohl vorkommt, wie mir ein Fall bekannt ist, daß der Bräutigam, als er am zweiten Hochzeitstage seine Braut zu sehen bekam, davon lief, weil sie ganz anders aussah, als man ihm gesagt hatte. Der erste Schritt zur Verlobung geschieht von Seiten der Mutter des jungen Mannes. Sie begiebt sich in Begleitung mehrerer Frauen in das Haus der zukünftigen Schwiegertochter, dort spricht sie mit Mutter und Tanten. Findet sie geneigtes Ohr, dann wird nach einigen Tagen die Frage durch 3 oder 4 Männer in aller Form gethan. Es beginnen nun die Verhandlungen über die Mitgift des Bräutigams, wie viel er zur Hochzeit beitragen, wie viel er den Eltern, Tanten, Onkeln und Geschwistern der Braut geben muß. Alle Verwandten, die nach dajakischer Sitte irgend einen Anspruch machen können, müssen befriedigt werden. Es ist schon manche Heirath nicht zu Stande gekommen, weil der Bräutigam dem Onkel der Braut nicht genug versprochen hat. Wenn nun Alles bis aufs kleinste besprochen und festgesetzt ist, wird der Hochzeitmonat bestimmt, gewöhnlich September oder Oktober, wenn die Ernte eingesammelt ist. Die Hochzeit findet im Hause der Braut statt, da nach dajakischer Sitte der Mann dem Weibe nachfolgt. Ein Bräutigam mag vor der Hochzeit nie mit seiner Braut sprechen, wo möglich ihr nie begegnen, ja sie mögen sich nicht gegenseitig sehen. Am Tage, an welchem der Bräutigam das elterliche Haus verläßt, wird ihm ein Fest bereitet, und er wird „manjakih“, d. h. mit Blut gereinigt. Die Mutter nimmt das Blut von einem Huhn oder einem Schwein und bestreicht damit dem Sohn die Füße, die Brust, die Kniee, die Hände, die Ellbogen und die Stirne, wobei sie ihm Segenswünsche ausspricht. Leider ist die Bedeutung dieser Reinigung unserm Volke verloren gegangen. Nach meiner Uebersetzung lag früher ein Bewußtsein der Sündhaftigkeit zu Grunde, das jetzt ganz verwichen ist. Man denkt dabei nur an irdischen Gewinn, wie sich das in den beigefügten Worten kund thut. Nach diesem Act wird gegessen und getrunken, und darnach geht der Bräutigam, von vielen Fremden begleitet, nach dem Hause der Braut. Man empfängt ihn und seine Freunde ziemlich kalt, nöthigt sie zu sitzen und fragt dann, was sie doch eigentlich wollten, warum sie kämen. Darauf nimmt der Wortführer das Wort und setzt lang und breit auseinander, warum sie gekommen wären und was ihr Begehren sei. Darauf antwortet der Wortführer der andern Partei, als sei das ganz was Neues, von der Sache könne etwas werden, wenn der Frager nur Geld genug mitgebracht habe. Nun gehts an's Abdingen und Abhandeln, bis man sich schließlich einigt über die früher festgesetzte Summe. Der Bräutigam spricht kein Wort, und die Braut ist gar nicht sichtbar. Die beiden Wortführer machen alles ab. Es wird dann ein Brief oder Act aufgesetzt, in dem die Summe angegeben wird, 100, 200 oder auch 400 Gulden, die der bezahlende, der den andern Theil verläßt. Nachdem das geschehen ist, werden unter den Gästen 500 Deute oder 4 fl. 16 Cents vertheilt. Dieses Geld wird „toras kasaksian“ genannt, wörtlich „Stütze des Zeugnisses.“ Ein jeder, der von diesem Geld empfangen hat, verpflichtet sich zu jeder Zeit Zeuge sein zu wollen von

dem hentigen Uebereinkommen, besonders, daß bei einer etwaigen Scheidung der schuldige Theil die versprochene Summe bezahlen muß. Darnach wird gegessen und getrunken bis tief in die Nacht hinein. Bevor man auseinander geht, werden der Vater des Bräutigams und alle, die mit ihm gekommen, mit Del gesalbt. Darauf gehen sie nach Hause, der Bräutigam aber bleibt. Sobald sie alle aus dem Hause sind, brechen sie die Treppe hinter sich ab. Der Bräutigam wird nun bewacht; er kann sich aber in eine Ecke hinlegen und schlafen, so lange er will. Der folgende Tag ist der eigentliche Hochzeitstag. Schon früh werden die Schweine und Hühner geschlachtet, und weun's eine große Hochzeit ist, ein Büffel. Die Priesterinnen (Blian), 7 an der Zahl, stellen sich ein; von allen Seiten kommen geladene und ungeladene Gäste, es wird geschossen und so viel Spektakel gemacht, als man eben machen kann. Ist das Festessen bereit, so werden Braut und Bräutigam auf kupferne Tronmeln neben einander gesetzt; da können sie sich ansehen, wenn sie den Muth haben. Die Blian bringen Opferblut und besprengen Braut und Bräutigam damit, ebenso wie die Mutter ihren Sohn that, als er das Haus verließ. Darnach werfen sie ihnen Reis auf den Kopf und sagen die Segenswünsche. Das Ganze geschieht ohne alle Andacht, ohne überhaupt etwas dabei zu denken. Ist dies geschehen, dann gehts ans Essen und Trinken. Braut und Bräutigam essen nicht mit. Wenn alle gegessen haben, muß der Bräutigam die Hunde füttern, — eine Sitte, von der Niemand die Bedeutung weiß. Die Gäste bleiben gewöhnlich die ganze Nacht sitzen. Die jungen Eheleute ziehen sich zurück und kommen in 7 Tagen nicht unter die Menschen; diese 7 Tage sind pali, d. h. unrein. Nach 7 Tagen machen sie einen Besuch bei den Eltern des Mannes. Dort angekommen, werden sie sogleich mit Opferblut gereinigt, und die junge Frau empfängt neue Kleider von der Schwiegermutter. Damit hat die Hochzeit ihren Abschluß gefunden.

Allerlei Richter.

(Von R. Fries.)

(Fortsetzung.)

Im aufstößenden Zimmer schläft die Herrschaft, Dore öffnet leise die Thür, die Frau schläft fest, sie merkt es nicht, daß ihr die Wiege behutsam vor's Bett gestellt wird, der Junge ist einen Augenblick still geworden, liegt aber mit großen klaren Augen da, als wolle er's abwarten, was nun mit ihm geschehen solle. Des Herrn Bett ist unberührt — er ist also, wie gewöhnlich, noch nicht heimgekehrt.

Mit sachtem Schritt steigt die Amme die teppichbelegten Treppen-Stufen hinab, ihr Weg führt sie vorüber an den Räumen, wo sie am Tage an all den Schreibpulten die jungen Männer mit sorgfältig gescheitelten Köpfen hat sitzen sehen, wo an der Thür eine Inschrift aus metallenen Buchstaben steht. Sie hat sich schon oft Gedanken darüber gemacht, was doch wohl alle diese Schreiber den ganzen Tag vom Morgen bis Abend sich da zuricht schreiben. Sie muß dicht an der Thür vorüber, die Thür ist nicht fest geschlossen, nur angelehnt, ein Lichtschimmer fällt durch den Spalt, — Dore stutzt, was kann Das sein? — sie hat gehört, daß in den eisernen Kästen und Schränken, die sie hat drinnen stehen sehen, all das viele Geld aufbewahrt werde, wovon dieser große, kostbare Haushalt geführt wird.

Der Gedanke durchfährt sie: Sind Diebe drinnen! das Herz will ihr stille stehen! — was kann's wohl anders sein? Sie weiß, daß spätestens 9 Uhr hier schon alles still und stumm ist, dann werden alle die Gas-Lampen über den Pulten ausgelöscht, und die Thüren verschlossen, ja vor die äußere Thür wird Abends immer eine eiserne Querstange gelegt. Also man fürchtet Einbruch. Und jetzt ist Licht drinnen; jetzt, da die Nacht weit vorgeückt; es muß bald Eins schlagen von den Thürmen. Was soll sie anfangen? sie steht und lauscht. Es ist ihr als hörte sie drinnen ein leises Bewegen, — jetzt klingt es wie tiefes Athmen oder Seufzen durch die Nacht. Ein Brauen will die Lauschende packen. Aber sie wehrt sich dagegen — sie ist nicht schreckhaft, sie sagt sich selbst: „Dore man nich bange! hier passiert was! Du mußt zusehen, daß deine Herrschaft keinen Schaden leidet! In Gottes Namen denn!“ — So tritt sie leise näher und öffnet behutsam die angelehnte Thür, ganz geräuschlos bewegt sich die Thür in den Angeln, jetzt ist der Blick frei. Dore beschattet das Licht das sie trägt mit der Hand und blickt in die Räume, die sich vor ihr öffnen. Es sind zwei große Gemächer für das Comtoir-Personal, die Thür zwischen beiden steht offen. Daran stößt das kleinere Privat-Gemach für den Herrn des Hauses. Auch diese Thür ist nicht fest geschlossen, der Lichtschimmer kommt von daher, eine strahlende Gas-Lampe schwebt über dem Schreibtisch. Der Blick auf diesen Schreibtisch ist aber nicht frei. Man muß bis in das zweite Zimmer treten, um sehen zu können, was da vorgeht. Dore besinnt sich eine Weile — dann geht sie entschlossen näher — auch hier liegen Decken und dämpfen ihren Schritt — jetzt kann sie das kleine Gemach überblicken — Diebe sind hier nicht, — am Schreibtisch sitzt der Herr selber, tief gebeugt über Bücher und Papiere, einen goldenen Stift in der Hand — die Hand zittert und mit der andern hat er so schwer den Kopf gestützt. Jetzt hebt er den Kopf und mit einem tiefen Athemholen, als wäre ihm die Luft beengt, blickt er auf zu dem Bilde, das über dem Schreibtisch hängt! Ist das des Herrn Gesicht? — dieses immer so von Wohlgefallen und Wohlleben glänzende Antlitz? diese stolzen, so sicher um sich blickenden Augen? — diese hohe, faltlose Stirn? — wer hat dies Antlitz so verwüstet? — wer hat es so bleich, so erdfahl gemacht? — wer hat den Ausdruck ingrinniger Verzweiflung darüber ausgegossen? —

Ja, wer hat das Alles angerichtet? — es ist nicht die erste Nacht, die dieser Mann hier einsam an seinem Schreibtisch gewacht und gerechnet, gezählt und gegrübelt hat, bis ihm die Gedanken im Kopfe durcheinander wirbelten und die Zahlen und Ziffern vor seinen Augen in wilden Reigen durcheinander tanzten als wollten sie ihn höhnen! —

Die Amme steht wie erstarrt — sie fühlt es deutlich, daß sie etwas sieht, was vor Jedermanns Augen verborgen bleiben soll, sie wünscht sich weit weg, es ist ihr so unheimlich, so angst zu Muthe, daß sie kaum athmen kann und doch ist sie wie gebannt! sie wagt es nicht ein Glied zu rühren! —

Jetzt springt der blasse Mann auf, er starrt auf das Bild, als sähe er eine gespensterische Erscheinung, — dann fährt er sich mit der Hand über die Augen, es fröstelt ihn — er rafft sich zusammen und als koste es ihm einen schweren Entschluß, nimmt er das Bild herab und stellt es mit der Leinwand gegen die Maner. Er athmet tief auf! er macht einen raschen Gang durchs Zimmer, wieder tritt er an den Schreibtisch und ergreift die Feder — aber sobald er die Feder ansetzt zu schreiben, zittert ihm die Hand und seine Zähne schlagen ihm

im Munde zusammen, — er kann nicht schreiben! Und doch sind's nur wenige Züge und Buchstaben, ein Name bloß, eine Unterschrift! — aber diese Schrift ist eine Fälschung! darum zittert der blasse Mann! Ein dumpfes Stöhnen entringt sich seiner Brust, er schlägt beide Hände vor's Gesicht und sinkt in den Stuhl zurück. Jetzt öffnet er ein Schubschloß, er nimmt einen blankpolirten Kasten heraus, der Schlüssel hängt daran, der Kasten springt auf, zwei Dinger liegen drin, so glänzend, so zierlich — der Mann nimmt eins heraus! Jetzt sieht man's, es sind Pistolen!

Als Dore das sieht, da überwältigt sie furchtbare Angst, der Leuchter entfällt ihrer Hand und ein Schrei entfährt ihr. —

Der Mann zuckt zusammen, was ist das? er ist belauscht? — er reißt die Thür auf! da steht todesbleich und von Kopf bis Fuß bebend die Amme seines Sohnes! —

Schnell gefaßt tritt er auf sie zu — sein Gesicht ist wohl noch bleich aber doch ruhig und mit seiner gewöhnlichen Stimme fragt er sie, als wäre gar nichts geschehen, was sie hier thäte. —

Die arme Dore hätte wohl in die Erde sinken mögen vor Scham und Verwirrung — jetzt denkt sie auch daran, daß sie im Unterraum vor dem Herrn steht — sie stammelt etwas von Dieben und von der Unruhe des Kindes oben und von Kamillen-Thee und Küche.

Der Herr blickt so von Oben auf sie herab und erwidert, es sei gut, er habe noch gearbeitet und leide an heftigen Kopfschmerzen und könne doch nicht schlafen, — sie solle nur hinaufgehen und seiner Frau nichts sagen, daß er noch aufgewesen.

Da blickte Dore ganz erleichtert zu ihm auf und fragte ganz treuherzig, ob sie dem Herrn vielleicht auch eine Tasse Kamillen bringen dürfe, das beruhige und man schlafe dann bald ein!

Er lächelte aber ganz eigen, als sie ihn so fragte, und meinte für seine Kopfschmerzen helfe der Kamillen-Thee nicht.

Die Amme war bald wieder nach Oben gehuscht, hatte das Kindchen schlafend gefunden und als sie nun in ihrem Bette lag, da mußte sie zusammenschauernd denken an das, was sie gesehen und schnell betete sie ein Vater-Unser mit festgefalteten Händen und die beiden letzten Bitten: „Füh' uns nicht in Versuchung! und erlöse uns von allem Uebel!“ die betete sie wieder und wieder, bis sie darüber endlich einschlief!

Unten aber saß noch lange der Herr des Hauses. Der Zwischenfall hatte seine Stimmung ganz verändert. War Das von Ungefähr? — Die Erscheinung der Amme hatte ihm das Bild seiner jungen Frau, seines Kindes vor die Seele gerufen, deren Schicksal an das seine gekettet war! — War seine Lage denn wirklich so verzweifelt? — hatte er denn wirklich Gedanken des Selbstmordes gehabt? — Jetzt waren sie von ihm gewichen, wie das Gewürm der Nacht sich verkriecht vor dem ersten Morgenstrahl.

Sein alter Buchhalter, der schon bei des alten Herrn Lebzeiten im Geschäft gewesen, der Einzige der einen Ueberblick über das Soll und Haben hatte, war am Nachmittage, nach der Börsezeit, in das kleine Comtoir getreten und hatte schweigend ein sauber geschriebenes, lauges Verzeichniß auf des Herrn Schreibtisch gelegt, mit einer gewissen Absichtlichkeit und ihm dann einen vielsagenden Blick zugeworfen, welchen der Herr, der anscheinend in eine Zeitung vertieft war, wohl verstanden hatte. Dann war der alte Mann mit einem unterdrückten Seufzen wieder an sein Pult gegangen!

Das Verzeichniß auf dem Schreibtisch enthielt eine Aufzählung der Wechsel, die in nächster Woche verfallen waren, es bedurfte bedeutender Summen, um zu zahlen. In der Kasse fanden sich diese Summen nicht annähernd. — Dumpfe Gerüchte schwebten auch in der Börse-Luft, daß das Haus „Hohl und Söhne“ nicht mehr auf festen Füßen stände. Der Credit war erschüttert. Verschiedene Gläubiger der Bank hatten sich bereits in den letzten Tagen eingestellt und sich bedeutende Auszahlungen machen lassen. Es stand zu erwarten, daß mehr kommen würden.

Wie war das aber so weit gekommen? wie hatte dieses festbegründete Haus in's Wanken gerathen können? — Gerade wie auch ein tiefer See austrocknen kann, wie die Zuflüsse in's Stocken gerathen und allmählig aufhören, dagegen durch weit geöffnete Schleusen der Wasserstrom abfließt.

Der verschwenderische Lebensgenuß, der maßlose Luxus, verschlang Tausende und Zehntausende, und das Schwindelglück hatte nicht Stand gehalten, die Course waren gefallen, wo man auf's Steigen gerechnet, und die Unternehmungen fehl geschlagen, auf deren Gelingen man gezählt hatte.

Mit unwiderleglicher Sicherheit verkündigten diese langen Zahlen-Reihen in den Büchern, daß wenn nicht in nächster Zeit bedeutende, außerordentliche Baar-Zuschüsse einliefen, — der Zusammenbruch unvermeidlich sei.

Ist denn wirklich keine Rettung, keine Hilfe mehr? so fragt sich der bleiche Mann immer wieder. Ja, eine Hilfe giebt es: sein Bruder Reinhold! aber es ist hart, furchtbar hart, nach dieser Hilfe die Hand anstrecken müssen. Das heißt sich selber demüthigen, tief demüthigen. Aber bleibt denn eine Wahl? — Wohl ist es schwer, beinahe unerträglich schwer, diesem stillen, klaren Antlitz gegenüber zu stehen, als ein Bittender, Hilfesuchender! diesen durchdringenden Augen, deren vorwurfsvoller Blick viel verlegender, als viele durchbohrende Worte! aber ist es nicht besser als die Schande? ist es nicht leichter vor einem Bruder die eigene Schuld einzugestehen, als den Ton der Schandglocke zu hören, die an der Börse geläutet wird über einen Fälscher! — Aber, ist's denn so weit gekommen? hat er das wirklich wollen? — o es ist satanische Macht gewesen, die ihm solches eingestüstert, ihm die Feder in die Hand gedrückt — diese Hand hat gezittert — er hat's nicht vermocht! weg damit! — es ist überstanden!

Wie ein weites, wüstes Meer breitet es sich um den Mann her, — er hat Schiffbruch gelitten, die Trümmer versinken vor seinen Augen, er treibt dahin an einen letzten Balken geklammert — seine Kräfte vergehen ihm, bald muß er untersinken! nur eine Hoffnung bleibt, daß er das rettende Ufer erreicht, ehe ihm die Kraft schwindet! Das rettende Ufer ist Reinholds Hilfe!

Und der Kasten mit den Pistolen? — da steht er noch auf dem Schreibtisch — der Deckel ist noch geöffnet. Also wirklich Selbstmord-Gedanken? — ist es so weit gekommen? — Selbstmord ist Freigebit! sagt ihm jetzt eine inwendige Stimme, — aber diese Stimme behält nicht das letzte Wort, dagegen heißt es in ihm: der Inhaber und Chef der Firma: „Hohl und Söhne“ kann nicht unter der Schande leben, das ist eine unerträgliche Last, darunter muß man zusammenbrechen, es ist Natur-Nothwendigkeit, — und der Zusammenbruch ist der Tod von eigener Hand!

Selbstmord ist Verrath an Weib und Kind! sagt die inwendige Stimme weiter, — aber auch damit dringt sie nicht durch. Dagegen heißt es: für die Wittwe und

Waise wird Reinhold sorgen, für Weib und Kind des ehelos lebenden Bruders muß der selber sorgen, der sie an sich gebunden hat.

Darum lag in dem langen, düstern Blick, den der unglückliche Mann auf seine Pistolen warf, der Gedanke: Ihr seid doch meine letzte Zuflucht! und als er langsam den Kasten wider in das Schubschloß stellte, nickte er leise, als wollte er sagen: „wer weiß wie bald eure Zeit kommt!“

Denn leider, Gott sei's geklagt, das sagte ihm die inwendige Stimme nicht: „Selbstmord ist Vergessen der Ewigkeit! der langen richterlichen Ewigkeit! ist ein Faustschlag in das Angesicht des lebendigen Gottes,“ der gesprochen hat: „Dem Menschen ist gesetzt einmal zu sterben, darnach das Gericht!“

Aber wie kam's doch, daß die inwendige Stimme dem Manne Das nicht sagte?

Der Wurm sitzt drinnen in der Frucht, und von innen heraus nagt er an dem Mark des Lebens und verzehrt die Keimkraft. Die tödtliche Krankheit, welche Gesundheit und Leben des Menschen zerstört, wirft sich zuerst auf die edelsten Theile des Innern! — Der Reichtum war der Wurm gewesen, welcher in diesem Herzen zuerst die Gedanken der zukünftigen Welt weggefressen hatte! die Sucht nach dem Glanz, der Ueppigkeit des Lebens hatte als zehrende Krankheit den Glauben an das Himmlische, die Hoffnung auf das Ewige weggezehrt. So war dieses Herz leer und öde geworden. Und als nun der Reichtum davongeflogen war wie ein Spinnweben in Winde, als alle Herrlichkeit dieser Welt untergehen und versinken mußte in den wilden Wassern, die herangebraust kamen, — da blieb kein Halt und keine Zuflucht als der Pistolen-Kasten, — denn jenseits ist es dunkel, so dunkel wie in der kleinen Oeffnung, aus welcher die tödtliche Kugel ihren Lauf nimmt! Besser aber noch im Dunkel vergehen, als im Tageslicht leben, unter Schande und Armut!

Dore hatte schon lange im tiefen Schlafe gelegen, als der Herr der Handlung leise schleichend in das angrenzende Zimmer tritt, sein Lager zu suchen. Sie hat es nicht gemerkt, daß der ruheloze Mann an die Wiege seines Kindes getreten, das jetzt süß schlafend daliegt, man hört die leisen Athemzüge nicht. Welch ein Gegenjag! der tiefe Frieden einer ahnungslosen Kindesseele, umschwebt von der Tauf-Gnade — und der wilde, rastlose Kampf in der Mannesbrust, das schuldbeladene Gewissen, das unter dem selbsterwählten Fluch jenseit!

Wie steht er da, vorn übergebengt, das unruhige Auge versenkt in des Kindes Züge! als ob er ein unergründliches Geheimniß erforschen wollte, und nicht weichen dürfe bis es erforscht habe! Ach ja, es ist das alte Geheimniß, wie doch die Sünde in die Welt hat kommen können, zu werden der Leute Verderben! es ist das bange Suchen des Menschenherzens nach dem verlorenen Paradiese, — es möchte wohl zurück, aber die Dornen und Disteln des verfluchten Ackers halten so fest, und verstricken mit ihrem wilden Geranke den Fuß, daß er sich nicht losmachen kann! —

Und doch, — es geht wie ein Hoffnungschimmer durch des Mannes Antlitz! Ist es ein Abganz des stillen, friedvollen Kindergeichts? — ist es das Wehen des Gottesgeistes, welchem das Kind noch zu eigen gehört von seiner Taufe her? — Der Vater faltet seine Hände an der Wiege seines Sohnes, er gelobt es ihm im Stillen, daß er die letzte, einzige Hilfe suchen will, die ihn noch retten kann, daß er die Demüthigung nicht scheuen will vor dem Bruder, welchen er sich entfremdet hat. Als dieses Wollen und Geloben ihm durch

die Seele geht, da wird es ihm als zögen die Wolken über ihm ein wenig auseinander und ein Stück blauen Himmels würde frei. Es will ihn überschleichen, wie ein Gefühl der Weichheit aus längst vergangenen Tagen, und wie aus weiter Ferne ruft es ihn, als hörte er seiner Mutter Stimme: „Kehre wieder! kehre wieder in das alte Haus deiner Väter, daraus du beinahe eine Mörder-Grube gemacht hättest! kehre wieder, du verlorener Sohn deines Vaterhauses!“ —

Da schüttelte ein Fieberfrost des Mannes Gebein, und er sank auf sein kostbares Bett in einer Abspannung, die alle Kraft seiner Glieder löste, und ein bleierner Schlaf legte sich auf seine todtmüden Augen. —

(Fortsetzung folgt.)

Neue wegen Nichtbekenntens.

„Am 14. März (79) Nachmittag 3 Uhr“, erzählt ein Waldenser Evangelist in Italien, „wurde ich zu einer Frau Namens Barbara gerufen, welche am Sterben sei und den Wunsch ausgesprochen habe, vom evangel. Pfarrer besucht zu werden. Die Frau war immer freundlich gegen uns gewesen; da sie sich jedoch niemals für das Evangelium ausgesprochen hatte, so kam mir die Berufung an ihr Sterbebett nicht wenig überraschend. Als ich bei ihr eintrat, flog ein Lächeln über ihr todesbleiches Gesicht. Ich fragte sie, womit ich ihr dienen könnte.“ „Ach, lieber Herr,“ war ihre Antwort, „da bin ich nun am Ende meiner Erdenzeit angelangt, und habe gar nichts dagegen. Der Arzt gibt mir keine Hoffnung auf Genesung mehr, und da möchte ich nun evangelisch sterben.“ „Aber,“ fragte ich, „ist es Ihnen mit diesem Wunsch auch voller Ernst?“ „Erscheint Ihnen das so unbegreiflich?“ erwiderte darauf die Sterbende, zog ein N. Testament unter ihrem Kopfkissen vor und schlug den Vers auf: „Es ist in keinem Andern Heil etc.“ (Apsch. 4, 12.) Sie sagte noch verschiedene andere Sprüche auf, die sie auswendig gelernt hatte. „Gut,“ sagte ich nun, „aber wenn dies Ihre Ueberzeugung ist, wie kommt es, daß Sie diesen Ihren Glauben immer nur für sich behalten und ihn niemals öffentlich vor den Menschen bekant haben? Ich glaube, da haben Sie sich einer schweren Veräußerung schuldig gemacht.“ Darauf antwortete die Kranke längere Zeit nichts, sondern weinte still vor sich hin. Endlich sagte sie: „Ich habe übel gethan, das ist wahr, daß ich dem HErrn mein Zeugniß für Ihn entzogen und den Einflüsterungen des Satans nachgegeben habe. Ach, lieber Herr,“ fuhr sie dringend fort, „verzeihen Sie mir! Ich sah wohl, daß das Evangelium die Wahrheit sei, aber ich sah auch, daß die Evangelischen klein an Zahl waren, daß man oft über sie lachte und spottete, und da wagte ich nicht, mich offen zu erklären.“ (So sind die wahren Christen in allen Landen und zu allen Zeiten dem großen, gottlosen und fälschgläubigen Haufen gegenüber eine „kleine Herde“, die ihrem Erzhirten Christo auf dem schmalen, dornenvollen Kreuzesweg der Verachtung und Unterdrückung nachfolgen muß!) „Doch hoffe ich, der HErr Christus werde mir diese Sünde nicht zurechnen und mich in Gnaden aufnehmen, weil ja Sein Blut auch für mich vergossen ist.“ „So wissen Sie also, was Sie jetzt zu thun haben?“ „Ja, den HErrn bitten, daß Er mir alle meine Sünden verzeihe und mich aufnehme in Sein Paradies.“ Ich las nun mit ihr den 51 Psalm, betete mit ihr um Gnade und Vergebung und ging dann für eine Weile weg, um ihr Zeit zur Ruhe und Sammlung zu lassen. Nach der unbarmherzigen Sitte jener Gegend war die Frau, sobald

der Arzt erklärte, daß keine Hoffnung mehr sei, von allen ihren Angehörigen verlassen worden; bloß eine Person zur nöthigen Bedienung war zurückgeblieben. Ich ließ nun die Leute aufsuchen und an ihre Pflicht erinnern, und kehrte dann zur Kranken zurück. Sie weinte bitterlich. „Haben Sie Schmerzen?“ fragte ich sie. „Nein, aber ich hätte sollen meinen HErrn Jesum bekennen, und habe es nicht gethan, weil Satan mir's ausredete. Jetzt ist's zu spät, zu spät!“ (nämlich: zum öffentl. Bekenntniß; nicht zu Buße und Vergebung.) Mittlerweile erschien der Arzt wieder im Zimmer. „Saget ihm, er solle zu seinen Kranken im Spital gehen, da kann er manchem helfen; für mich gibts nur noch Einen Arzt, nämlich Den, Der gesagt hat: „Nimm dein Bett und gehe heim!“ Gegen Mitternacht kamen endlich ihre beiden Töchter und ihr Sohn, warfen sich aufs Bett ihrer Mütter und weinten. „Weinet nicht,“ tröstete sie: „ich gehe ins Paradies. Mein Herr ruft und ich gehorche. Herr Pfarrer, beten sie mit mir!“ Ich that's, nachdem ich ihr den 34. Psalm gelesen hatte. Dann schickte sie uns weg mit den Worten: „Ich fühle mich ganz wohl und möchte schlafen; gehet jetzt zur Ruhe und kommet nicht wieder, als bis ich euch rufen lasse.“ Morgens gegen 5 Uhr ließ mich die Kranke rufen, damit ich ihr etwas aus der Bibel lesen und mit ihr beten möchte. Dann sagte sie zu ihren Kindern: „Weinet nicht, sondern freuet euch; höret, was mir geträumt hat. Ich ging ganz allein auf dem Campo Valentino und sah eine große Schaar in weißen Kleidern gegen mich herankommen. Ich dachte, das sind die Engel und Heiligen. Es war mir aber sehr jämmerlich zu Muth unter diesen herrlichen Gestalten, denn ich schämte mich meiner Lumpen, die ich anhatte, und meiner zerrissenen Schuhe. Gern hätte ich mich versteckt, aber es war unmöglich. So oft eine Gestalt an mir vorüberging, berührte sie meine Schulter und sagte mir einige tröstliche Worte. Eine sagte: Sei guten Muths, Barbara, heute noch kleidest dich der HErr so, wie wir gekleidet sind. Siehe, da ist schon dein Kleid. Und richtig, eine andere Gestalt trug ein weißes Kleid in der Hand. Da erwachte ich. Dank Dir, o HErr, hole mich bald!“ Eine Weile lag die Kranke still, dann fuhr sie fort: „Allem auf dem Campo gehen — das bedeutet, daß ich ein verlorenes Schäflein war. Die Lumpen, die mich bedeckten, das sind meine Sünden. Die zerrissenen Schuhe bedeuten meinen schlechten Wandel. Daß ich mich vor den Heiligen schämte, ist die Strafe dafür, daß ich mich des Anschlusses an die evangel. Kirche schämte. Aber der HErr hat mir ein weißes Kleid bereitet in Seinem geliebten Sohn. Heute noch bekomme ich's. Danke Dir, danke dir, o HErr!“ — Um 8 Uhr ging ich in meine Schule und um 10 Uhr fand ich die sterbende Barbara singend: „Sicher in Jesu Armen, sicher an Jesu Brust.“ Sie bat mich, ihr singen zu helfen, ihre Stimme war schon sehr schwach. Gegen Mittag wünschte sie aufgerichtet zu werden. Kaum saß sie in ihrem Sessel, so sagte sie: „Lebet wohl; alle zusammen ich gehe zu meinem HErrn!“ Damit entschlief sie. Ihr Traum war zur Wahrheit geworden.“ (Aus dem Berliner N. Anzeiger.)

Missionsfeste.

Am 24. Sonntag nach Trinitatis feierten die Gemeinden der Parochie des Unterzeichneten ein Missionsfest in der Petersgemeinde, dazu der Herr nicht allein schönes Wetter, sondern auch reichen Segen gegeben hat. Festprediger waren die Herren Pastoren Spreng-

ling, Häse und Unterzeichneter. Ersterer predigte über Apostelgesch. 20, 17—38, schilderte zuerst den Apostel Paulus in seinem Eifer, seiner Treue und Aufopferung für Gottes Reich, daß er für dasselbe nicht allein etwas Geld oder irdische Güter übrig gehabt, sondern sich selbst ganz und gar demselben geopfert hätte, weshalb es auch möglich gewesen sei, daß er bei dem Großen, was er ausrichtete, nicht das Einzelne, noch bei den Einzelnen das Große versäumte.

Zum andern schilderte er den erkenntnißreichen Zustand der Gemeinden, wie auch ihre Liebe und Ergebenheit gegen den Herrn und darnach auch gegen den Apostel als ihren geistlichen Vater. Er erwähnte Prediger und Gemeinden denselben nachzufolgen.

Darnach predigte Unterzeichneter über innere und äußere Mission, zeigte dabei, wie es zuerst und vor allem unsere Pflicht sei, innere Mission zu treiben, daß es hierbei wieder zuerst unsere Pflicht sei, nachdem wir selbst mit Gottes Wort versorgt seien, für unsere Kinder zu sorgen, daß diese in Gottes Wort unterrichtet würden und die göttliche, seligmachende Wahrheit in dieselben gepflanzt werde, und zeigte auch, wie man damit könne Gott wohlgefällig dienen, und der Herr Christus nach seiner Verheißung es so reichlich belohnen wolle.

Am Nachmittage hielt uns Herr Pastor Häse eine treffliche Predigt über die Bruderliebe nach 1. Petri 1, 18—23.

1. Was uns zu derselben bewegen soll, nämlich die Erlösung und Liebe Gottes.
2. Wie wir dazu tüchtig würden.
3. Woran wir sie üben sollen.

Darnach hielt uns der Herr Pastor Sprengling noch einen Vortrag aus der alten deutschen Missionsgeschichte.

Die Collecte ergab \$30.88.

C. Alt hof.

Am 14. Sonntag nach Trinitatis feierte die Gemeinde des Herrn Past. Ph. Brenner zu Dshkosh ihr Missionsfest, woran sich auch die dortige zur ehrl. Synode von Missouri gehörige Gemeinde betheiligte.

Vormittags predigte zuerst Pastor Thiele aus Vandyne nach 1. Tim. 2, 6 über Missionsberuf im Allgemeinen. Hieran der Unterzeichnete nach Matth. 6, 10 über innere, des Nachmittags Pastor Dovidat aus St. Atkinson über äußere Mission, Marc. 16, 15 zu Grunde legend. Pastor Brenner schloß die Feier mit einer Rede aus Joh. 17, 3 über Mission in der Familie.

Die Collecte betrug \$60.13. E. No 3.
Milwaukee, den 16. Sept. 1879.

Am 14. Sonntag nach Trinitatis feierten die Gemeinden in Manitowoc, Two River und Newton gemeinschaftlich ihr Missionsfest in einem Wäldchen in der Nähe von Manitowoc gelegen. Auch waren Glieder der Gemeinden in Gibson, Missicot, Kossuth und Cooperstown amwesend. Es predigten der Unterzeichnete, Pastor Rök von Morisson und Pastor Keibel von Cooperstown. Die Collecte ergab die Summe von \$105.30, welche Anstalten für i n n e r e Mission überwiesen wurde. R. Pieper.

Die St. Johanniskirche in Bloomfield und am Wolfriver feierte ihr erstes Missionsfest am 14. Sonntag nach Trinitatis in dem grünen Haine des Herrn August Bartel nahe bei der Kirche. Die beiden Nachbargemeinden waren eingeladen und erschienen.

Da die auswärtigen Festprediger nicht gekommen waren, so hatten die Pastoren Damm und Dageförde jeder zwei Mal zu predigen. Das Fest war gut besucht. Der Gottesdienst begann um 10½ Uhr. Pastor Damm predigte zuerst über Matth. 28, 19 und zeigte den Missionsbefehl des Herrn an seine Christen:

1. Wem dieser Befehl gilt.
2. An wem er ausgerichtet werden soll.
3. Welche selige Frucht er bringt.

Die zweite Predigt hielt der Unterzeichnete über Jesaias 41, 6 und zeigte: Wie unser Herr Christus der Heiland für Juden und Heiden sei. Nachdem der Gottesdienst geschlossen war, folgte eine zweistündige Pause, und dann predigte Herr Pastor Damm zum zweiten Male über das Sonntagsevangelium. Hierauf hielt der Unterzeichnete eine Predigt über Jesaias 65, 1 und erzählte im Anschluß daran die Befehrung der Horsz-Sachsen durch Winfried und Landolf. Möge der treue, gnadereiche Heiland geben, daß alle Festgäste einen Segen mit nach Hause genommen haben, der bleibt in Ewigkeit. Die Collecte betrug 27 Dollars und 42 Cents, welche für innere und äußere Mission bestimmt wurden.

Dem Herrn sei Lob und Dank für alles!

H. Dageförde.

Fremont, den 16. Sept. 1879.

Am 16. Sonntag nach Trinitatis feierten die zur Parochie des Herrn Pastor C. Mayerhoff gehörenden Gemeinden zu West Bend und Newburgh, Washington Co., Wis. ein Missionsfest. Das Wort Gottes mit Rücksicht auf äußere und innere Mission wurde gepredigt von Herrn Pastor Mayerhoff und dem Unterzeichneten. Die Collecte in den beiden Gemeinden betrug \$20.38. Gott sei gelobt für Alles!

C. Nos.

Am 14. Sonntag nach Trinitatis feierten die Gemeinden des Herrn Pastor Hagedorn und die des Unterzeichneten ihr diesjähriges Missionsfest in Fond du Lac. Prediger waren: Herr Pastor Brockmann, Herr Pastor Westenberg und Herr Pastor Wambzgauf.

Die Collecte betrug \$63.23.

Ph. Hölzel.

Am 12. Sonntag nach Trinitatis den 31. Aug. feierte die ev. luth. Gemeinde in Farmington, Jeff. Co. Wis. ihr diesjähriges Missionsfest in ihrer Kirche, die mit einigem grünen Laube, und deren Altar mit etlichen Blumen-Bouquets einfach geschmückt war. Nach dem Eingangsliede: „Herr Jesu Christ dich zu uns wend“, hielt der Pastor der Gemeinde die Liturgie in der sonntäglichen Form, doch so, daß die Schriftabschnitte und Gebete dem Feste entsprechend eingelegt waren. Die Festpredigt am Vormittage hielt Herr Pastor Probst von Beaverdam über Jes. 1, 1—8, in der eingehend nachgewiesen wurde „die gerechte Klage des Herrn“ über das von Ihm erhobene — und von Ihm abgefallene Eigenthumsvolk des alten Bundes; und wie dieselbe gerechte Klage des Herrn auch das Volk des neuen Bundes, die Christenheit treffe; wie aber dennoch der Herr durch, die wenigen übriggebliebenen Zionskinder, die wahren Gläubigen, obgleich sie nur einem Häuslein im Weinberge, einer Nachthütte in Kürbisgärten, einer verheerten Stadt gleichen, sein Gnadenwort zur Befehrung der Sünder innerhalb der Christenheit — und unter den Heidenvölkern ansprechen lasse.

Am Nachmittage hielt Herr Pastor Haß aus

Lowell einen Vortrag im Anschluß an das apostolische Wort: 2. Corinth. 5, 17: „Ist Jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur; das Alte ist vergangen, siehe, es ist Alles neu geworden.“ An geschichtlichen Begebenheiten zeigte er, wie oftmals Missionsfeste unmittelbar von solchem Segen des Herrn begleitet gewesen sind, daß obiges Gotteswort an einzelnen Personen zur vollen Wahrheit wurde; — also Missionsfeste zu feiern, ja nicht unterlassen werden sollte. Da weiter kein Festprediger gekommen war, so hielt der Pastor der Gemeinde noch eine kurze Ansprache über Ev. Joh. 17, 24, worauf mit Gebet und Segen des Herrn die Festfeier geschlossen ward.

Lasse der Herr das gepredigte Wort an den Herzen der Hörer Gotteskraft sein zur Seligkeit.

Die Festcollecte am Vor- und Nachmittage zusammen betrug \$38. A. Denninger.

Ein Missionsfest feierten die Parochie des Unterzeichneten und die Gemeinde des Herrn Pastor Häse in der ev. luth. St. Joh. Kirche zu Center, Dutagamie Co. am 15. Sonntag nach Trinitatis. Auch aus der Gemeinde im nahen Städtchen Appleton waren einige Festgäste gekommen. Der Gesang-Verein aus Seymour war 15 Meilen weit herbeigeieilt und erhöhte die Feier des Festes durch den Gesang von geistl. lieb. Liedern und Psalmen. Wir wurden auch reichlich gesegnet mit geistlichem Segen in himmlischen Gütern durch Christum in reichlicher Verkündigung des göttlichen Wortes. Es predigten dasselbe die Herrn Pastoren: Dehert, Häse, Haase und Wäbber. Wir feierten unser Fest am selben Tage wie unsere Schwestergemeinden in Milwaukee; hatten auch dasselbe günstige Wetter bei bewölktem Himmel; aber nach unserer Meinung fiel die hiesige Collecte verhältnißmäßig besser aus als die in Milwaukee. Dieselbe betrug 50 Dollars. Nun, Gott sei Dank für Alles! Ihm allein sei auch alle Ehre!

J. Ph. Sp.

Von der christlichen Standhaftigkeit.

In Nordafrika hatte zu einer Zeit der Vandalenkönig Genserich, welcher mit seinem Volke zu der Secte der Arianer gehörte, die unsern Herrn Christum für einen bloßen Menschen, wenn auch einen sehr heiligen und erhabenen ansahen. Und weil er ein wilder und grausamer Mensch war, so verfolgte er die Anhänger der rechten Lehre auf das blutigste. Er hatte aber einen Hofbeamten, Namens Saturnus, welcher sich durch nichts zum Abfall von dem Worte Gottes wollte bewegen lassen, sondern die Wahrheit beständig bekante und verteidigte. Diesem vornehmen Manne gab nun der König zuerst gute Worte und verhiess ihm Ehre und großen Reichthum, wenn er ein Arianer würde. Als er ihn aber nicht überreden konnte, drohte er ihm den grausamsten Tod an. Zuvor sollte ihm all sein Hab und Gut genommen werden, sein Weib sollte einem niedrigen Sklaven gegeben und seine Kinder sollten verstoßen werden. Doch konnte der standhafte Bekenner weder durch Lockungen, noch durch Drohungen zum Abfall vermocht werden.

Da kam zuletzt sein Weib mit ihren beiden Kindern, weinete und fiel auf ihre Kniee und bat ihn um Gottes willen, er wolle doch ihre Kinder und sie selbst bedenken, und sie nicht in einen so schändlichen Ehebruch gerathen lassen. Gott würde ohne Zweifel das ansehen, daß er nicht freiwillig absiele, sondern solches bloß äußerlich aus großer Noth gezwungen thun müsse. Denn in seinem Herzen könne er ja glauben, was er

für Recht halte. Darauf antwortete der Mann mit Hiobs Worten: „Du redest wie eine aus den unverständigen Weibern“. Ich wollte das alles bedenken, was du mir sagest, wenn es allein darum zu thun wäre, daß ich auf dieser Welt in einen sauren Apfel beißen müßte und nicht künftig ein schwereres zu befürchten hätte. Darum so du deinen Mann lieb hättest, solltest du dich nimmer unterstehen ihn mit deinen Schmeicheln in den ewigen Tod zu führen. Nehmen sie mir mein Weib, meine Kinder und Güter, so muß ich in meinem Herzen behalten die Worte meines Herrn Christi, daß er gesagt hat: Wer nicht sein Weib, Kind und Acker, ja Haus und Hof verlassen kann um meinetwillen, der ist mein Jünger nicht.

Der Mann hat Christum lieber gehabt, als alles.

Einladung zur Subscription auf das Weimarische Bibelwerk, wohlfeile Ausgabe. Zweite Auflage.

Da die wohlfeile Ausgabe des Weimarischen Bibelwerks seit längerer Zeit vergriffen ist und fortwährend Bestellungen darauf eingehen, so soll von dieser Ausgabe ein Neudruck veranstaltet werden, welcher etwa in Jahresfrist vollendet sein wird. Vielsach wird gewünscht die Bibel wieder auf Subscriptions-Wege zu beziehen. Daher eröffne ich hiermit die Subscription und lade ergebenst zu zahlreicher Theilnahme ein. Die bisherigen Einbände und Preise dieser Ausgabe, nämlich: einfach gebunden, Preis \$15.00, in Leder mit Goldschnitt gebunden, Preis \$18.00, bleiben dieselben, dagegen werde ich dem Verlangen nach einer noch billigeren Ausgabe dadurch nachkommen, daß ich eine Ausgabe ohne Bilder mit Beibehaltung der Familienchronik veranstalte, für den geringen Preis von nur \$12.00, gut und stark gebunden, mit Lederrücken, Leinwand Seiten und einem Schloß; dieselbe gebunden in ganz Leder mit Goldschnitt, Preis \$15.00. Zur Erleichterung der Anschaffung wird während des Druckes die beste Gelegenheit geboten, indem man wieder die Zahlungen im Voraus ratenweise leisten kann und dieses Mal in beliebigen Terminen und Summen. Die restirenden Beträge nebst Kosten der Beförderung sind beim Empfang der Bibel zu bezahlen. Da gewünscht wird auch die Prachtausgabe auf dieselbe Weise beziehen zu können, so werde ich, während der Zeit des Druckes der obigen Ausgabe, auch auf diese Subscriptionen annehmen. Von derselben ist noch ein kleiner Vorrath vorhanden und kann auch (wer etwa ein Geschenk damit machen will, oder dieselbe gleich zu haben wünscht,) gegen Zahlung sofort bezogen werden. Als Vergütung solcher Vorauszahlungen, die bis zum ersten Juni nächstes Jahres wenigstens die Hälfte des Preises der Bibel erreicht haben, mache ich einen Abzug von \$1.00 an der Bibel zu \$12.00, \$1.50 an der zu \$15.00 und 18.00 und von \$2.00 an der Prachtausgabe zu \$25.00. Die Preise sind für ein so großes Werk äußerst niedrig gestellt, niedriger als die meisten Text-Bibeln, welche vielsach im Lande colportirt werden und mit denen die Leute dann zum Theil betrogen sind, wovon sie zu spät überzeugt wurden, sobald sie die Prachtausgabe zu sehen bekommen haben. Denn hier hat man noch die herrlichen und ausführlichen Erklärungen dazu, welche ebensoviel als noch eine Bibel ausmachen, und die Ausstattung steht den andern nicht nach. Ueber die Bilder schrieb der sel. Director Lindenmann: „Seine Bibeln enthalten zwar nicht selten viel mehr sogenannte Bilder, als die unserige hat, aber man

vergleiche sie einmal miteinander. Meistens sind es nur Eudeleien und Klatsereien, die den Leuten geboten werden, die in vielen Fällen, weder zum Verständniß der Schrift noch zur Erbauung das Geringste beitragen; hier bekommt man saubere Kunstwerke, die in feuchter Einfalt entworfen wurden und wahrhaft erbauend sind. In Summa: es wird mit dieser neuen Auflage des längst bewährten B. Bibelwerks den deutschen Lutheranern Amerika's ein Schatz angeboten, der — für denselben Zweck — seines Gleichen nicht hat." Die vielen ausführlichen Empfehlungen, welche diesem Bibelwerke hier und in Deutschland zu Theil wurden, sind zu umfangreich, um hier mitgetheilt werden zu können, wer den Werth desselben für jede Familie nicht kennen sollte, der kann bei seinem Pastor alles Nähere darüber erfahren. Es ist somit wieder Gelegenheit geboten, sich dieses herrliche Bibelwerk auf die leichteste Weise anzuschaffen, man wolle nur die Zeit benützen und seine Bestellung (damit ich auch die Größe der Auflage darnach bestimmen kann.) sogleich machen, entweder bei seinem Pastor oder direct bei dem Verleger

F. Dette,
710 Franklin Ave.,
St. Louis, Mo.

Seminar-Einweihung.

Am 15. September wurde in Milwaukee unser neues Seminar eingeweiht. Die Feier fand Nachmittags im Seminargebäude unter reger Theilnahme unserer Milwaukee Gemeindeglieder statt. Auch hatten sich viele Pastoren eingefunden, unter welchen ich besonders zahlreich die ehemaligen Zöglinge unseres früheren Theologischen Seminars in Watertown bemerkte. Professor Gräbner hielt eine Rede, und unser Vice-Präsident, Pastor Abelberg, vollzog den Weiheact. Abends fand noch ein Gottesdienst in einer unserer Kirchen statt, bei welchem Pastor Dowidat aus Fort Atkinson eine Predigt über die drei ersten Bitten des Vaterunser's hielt. So viel mußte jedem Theilnehmer an der Feier klar werden, daß unser Seminar auf dem rechten Grunde steht. Denn der eine Gedanke zog sich durch die ganze Feier hindurch, daß die neue Anstalt nur unserm Herrn Christo dienen soll, und daß wir alles Heil und allen Segen nur von seiner Gnade durch sein Wort erwarten. Möge Gott verleihen, daß das Seminar stets bei dieser Gesinnung bleibt. Dann hat es keine Noth, wenn auch die Schaar seiner Begier sich noch mehren sollte. Dann sind aber auch alle Gaben und Unterstützungen, die ihm zu Theil werden, vortrefflich angewandt, und wir dürfen hoffen, aus ihm rechte Prediger zu erhalten, wie sie unserer Zeit so sehr notwendig sind. Achtzehn Jünglinge sind nun bereits in seine Mauern eingezogen, eine größere Anzahl als selbst die hoffnungsvollsten unter uns glaubten erwarten zu dürfen. So wollen wir dem Herrn vertrauen, daß er dem großen Predigermangel unter uns bald abhelfen wird. Wir aber sollen die junge Anstalt auf betendem Herzen tragen, daß der Satan sie nicht verderben und ihr keinen Schaden bereiten kann.

E.

Kirchliche Nachrichten.

Die Juden thun sich bekanntlich außerordentlich viel auf ihre Toleranz zu gut, die sie überall über — wo sie in der Minderheit sind. Und dennoch ist es auch damit nicht weit her, wie man an den planmäßigen Angriffen sehen kann, die sie in den

politischen Blättern Deutschlands täglich gegen die christliche Kirche erheben, um dieselbe wo möglich völlig aus dem Herzen des Volkes herauszureißen. Toleranz (Duldung) nehmen sie allerdings für sich in Anspruch. Und wehe dem, der ihren Schachergeist, ihre Bucharrei angreift oder der die Unsinnigkeiten und Gottlosigkeiten ihres Talmud aufdeckt. Sofort erhebt sich in der ganzen Judenthümlichkeit das Geschrei: Hep, hep! Judenverfolgung!, und ein solcher Mann hat dann die ganze Meute, die infolge ihres Rasseninstinktes mehr zusammenhält als irgend ein anderes Volk, hinter sich. Was sie selbst aber für Duldung zu üben gesonnen sind, kann man sehen, wenn einmal ein Jude zum Christenthum übertritt. Ähnliches mußte auch ein jüdischer Lehrer in Szikfo erleben. Dort giebt es nämlich einen Rabbi, der vorgiebt Wunder thun zu können, und der damit außerordentlich viel Geld „macht.“ Diesen Rabbi enthielt nun ein Lehrer, und bemühte sich zu zeigen, daß er ein gewöhnlicher Schwindler sei. Sofort ließ ihn der Synagogenvorstand in den Tempel kommen, schloß die Thür hinter ihm zu und begann über den Menschen herzufallen und ihn auf das unbarmherzigste zu prügeln. Der Aermste mußte sich weiter keinen Rath, als in seiner Angst aus dem Fenster zu springen, verletzete sich aber dabei so, daß er aus vielen Wunden blutete. Auch die Pulsader war durchgeschnitten, und er liegt jetzt in größter Lebensgefahr.

E.

Die Hermannsbürger Mission hat trotzdem, daß sie nicht mehr von der Hannoverschen Landeskirche unterstützt wird, eine größere Einnahme gehabt, als voriges Jahr. Dagegen hat sie mehrere Missionare, besonders in Ostindien, theils durch Austritt, theils durch den Tod verloren. Auch sind 15 ihrer Stationen in Ostafrika durch den Krieg der Engländer gegen die Zulus verunstet. Die Hannoversche Freikirche unterstützt diese Mission außerordentlich eifrig.

E.

Conferenz-Anzeige.

Da auf Beschluß der Synode alle Jahre eine allgemeine Pastoral-Conferenz sämmtlicher zur Synode gehörenden Pastoren abgehalten werden soll, so wird hiermit bekannt gemacht, daß die nächste dieser Conferenzen am 14. October früh um 9 Uhr in der Kirche der ev. luth. St. Joh. Gemeinde zu Milwaukee zusammen tritt.

Gegenstand der Verhandlungen ist die Lehre von der Gnadenwahl.

Pastoren, die auf ein Quartier reflectiren, haben sich bis zum siebten October bei dem Unterzeichneten zu melden. Wer sich nicht meldet giebt zu verstehen, daß er von dem Ortspfarver kein Quartier beansprucht.

Johannes Bading.

Seminar.

Die Adresse des Predigerseminars der ev.-luth. Synode von Wisconsin u. a. St. ist nunmehr:

Lutheran Seminary, 13th St. betw. Fond du Lac Ave. & Harmon Str., Milwaukee, Wis.

Quittungen.

Für das Gemeindeblatt: Die Herren Pastoren: Geufste, XIV, 10.00. v. Rohr, XIII — XV, 12.50. R. Pieper, XIII, 3.23. XIV, 16.95. XV, 2.52.

Die Herren: Dette, XIII, XIV, 2.10. Lühring, XIV, 14.00.

Th. Jäkel.

Für das Seminar: Durch P. Bading von Carl Biste in Wostvic-Valley \$10; collectirt in La Crosse, von St. Gast \$25; Ab. Krone \$10; Mich. Lüdtke \$5; Fr. Peters \$10; Frau Heilemann \$10; Frau Kroner \$10; Wils. Strauß \$5; Fr. Voigt \$15; Frau Rosine Weimar \$10; Frau Caroline Weimar \$10; Aug. Dittmann \$5; Fr. Dittmann \$3; Carl Ahrens \$2; Ph. Jacobus 50 Cts. — Durch P. Bading von F. Köppl \$10; G. Reumüller, erste Anzahlung \$5; J. Langenberger \$5; L. Schulz \$5; G. Steud \$2; J. Benemann \$10; A. Conrad \$5; G. H. Starke \$100. — P. Denninger sen. Theil der Missionsfest-Coll. in Farmington \$18. — P. Brodmann do. in Watertown \$30.50. — P. Siegler, Theil des perfönl. Beitrags \$25. — P. Brodmann von Carl Paug \$5. — P. Reinsch, perfönl. Beitrag \$20. — Vom Missionsfest in Waterloo \$10. — Vom Missionsfest in P. Sprenglings Gen. in Center \$20. — Durch P. Pantow, von Carl Schley \$5. — Durch P. Jäfel, von Chr. Koch \$10; Gert \$1. — Theil der Missionsfest-Coll. in Manitowoc \$15; von Frau Pastorin Julie Müller \$10.

Für die Anstalt in Watertown: P. Denninger sen. Theil der Missionsfest-Coll. \$18. — Theil der Missionsfest-Coll. in Manitowoc \$50. — Von P. Dageförde's Missionsfest \$10. — Von P. J. J. Meyers Missionsfest in Waterloo \$22.50. — Von P. Althof's Missionsfest \$20.88. — Von P. Sprenglings Missionsfest \$20. — F. Röhm jun. \$4.25.

Für Heiden-Mission: Von P. Meyers Gem. \$10. — P. Reinsch, von einer Wittve \$5.

Für das Reich Gottes: P. Bading, Missionsfest-Coll. in Wostvic Valley \$24.41. — Durch Prof. G. Noy von H. Peters in West-Vend \$1; G. W. Karsten daselbst \$5; Theil der Collecte beim Missionsfest der Parodie des Herrn P. Mäyerhoff in West-Vend \$15.38.

Für Neger-Mission: P. Dowidat \$5. — P. Althof, nachträglich 61 Cents. — Von P. Sprenglings Missionsfest \$5.

Für die Taubstummen-Anstalt in Norris, von P. Sprenglings Missionsfest \$5.

N. Abelberg.

Vom Missionsfest in Columbus \$11 für Junere Mission und vom Jungfrauenverein in der Gnadengemeinde zu Milwaukee \$8.18 für Reisepredigt bekommen zu haben, bescheinigt G. Mäyerhoff, Schapmeister.

West-Vend, den 22. Sept. 1879.
Von Herrn Pastor Kuhn in Mantato aus der Unterstützungs-Kasse für Studenten der Minnesota-Synode \$19 erhalten zu haben, bescheinigt W. J. Dreher.

Milwaukee, den 22. Sept. 1879.
Zehn Dollars aus der Unterstützungs-Kasse für Studenten der Minnesota-Synode erhalten zu haben, bescheinigt W. J. Dreher.

Milwaukee, den 2. Oct. 1879.
Dankend bescheinige ich, \$5 von Pastor G. Ph. Brenners Gemeinde für die Emigranten-Mission erhalten zu haben. S. Keyl.

New York, den 30. Sept. '79. 3 Broadway.

Neue Liste von Büchern,

welche in der Synodal-Buchhandlung zu beigesetzten Preisen zu haben sind.

Tilemann Heßhusius, 10 Predigten von der Rechtfertigung des Sünders vor Gott.	\$ 1.00
J. M. Dillher, Betrachtungen eines Christenmenschen, fein gebunden mit Goldschnitt in Futtural.	1.25
Seidel, der würdige Communicant.	1.00
Skriver, das verlorene und wiedergefundene Schäflein; eine merkwürdige Geschichte nebst darüber gehaltenen Predigten.	.50
A. Pfeifer, Lutherthum vor Luther.	.75
C. F. W. Waltherr, der Concordienformel Kern und Stern.	.40
Habermann, Gebetbuch.	.15
Graul, Unterscheidungslehren der verschiedenen christlichen Bekenntnisse.	.80
Bibl. Geschichten mit Bildern, herausgegeben von der Pilger-Buchhandlung.	.45
Matthäus, Dr. M. Luthers Leben in 17 Predigten dargestellt.	.60
Heinrich Müller Sequidstunden.	.60
Gebetschatz, kleiner.	.30
Das Concordienbuch, d. h. die Bekenntnisschriften der Lutherischen Kirche.	1.25
— Dasselbe. New Yorker Ausgabe.	1.25

F. Werner, Agent.

436 Broadway.